

Dinah Marte Golch

WO DIE ANGST IST

Der erste Fall
für
Behrens & Kamm

Roman

Kiepenheuer & Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC®-N001512

1. Auflage 2013

© 2013, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in
irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein
anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des
Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer
Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Sabine Kwauka

Umschlagmotive: © Andreas Feldtkeller (Brücke);

© plainpicture / Michel, Ingrid (Schneeegöber)

Foto der Autorin: © Florian Froschmayer

Songtext S. 178: John Lennon, Lenono Musik: *Imagine*, 1971, Apple Records

Gesetzt aus der Dante und Optima

Satz: Felder KölnBerlin

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-462-04563-5

PROLOG

Niemand weiß, wann der Tag kommt, an dem das Leben vorbei ist. An dem in einem scheinbaren Akt der Willkür alles auseinandergerissen und uns bewusst wird, wie sehr wir an diesem kleinen Dasein hängen. Was Bedeutung hatte und was nicht. Diese abgrundgleiche Erkenntnis, einen geliebten Menschen nie wieder zu sehen. Oder gar zu begreifen, dass es unser Vorhang ist, der gerade fällt, ohne dass jemand da wäre, der für den Schlussapplaus und die Blumen sorgt.

Alicia Behrens sah aus dem Fenster der Beifahrertür in die Nacht hinaus. Eine schwarze Fläche von Wasser. Einsame Lichter an den Ufern. Sich aufschichtende Waldmassen. Und der Schnee. Seit zwei Stunden dieser viele Schnee.

Es war heiß im Wagen, zu heiß, doch Alicia Behrens sagte nichts. Sie dachte an das, was passiert war, an das, was ihnen nun bevorstand.

Sie sah zu ihm hinüber. Er war wohl drei, vier Jahre jünger als sie, ein kräftig gebauter Kerl, groß. Er musste schon in frühen Jahren sportlich gewesen sein – Basketballer, tippte Alicia. Seine breiten Hände umfassten das Lenkrad und ihr Blick blieb an seiner Hand hängen. Die Narbe zog sich vom Handgelenk bis hin zur Daumenbeuge. Es war erst achtzehn Monate her. Wer hätte gedacht, dass ausgerechnet sie beide heute in diesem Auto sitzen würden.

Sigi Kamm navigierte den Kombi langsam über die Straße. Die Räumfahrzeuge waren in dieser Nacht hoffnungslos überfordert. Im Lichtkegel der Scheinwerfer flog ihnen eine Wand dicker Schneeflocken entgegen. Allein in den letzten zwei Stunden waren

an die zehn Zentimeter gefallen. Eine Katastrophe. Für ihn und auch für die Spurensicherung, die nun wohl nicht mehr viel ausrichten konnte.

Das Quietschen der Scheibenwischer ließ das Schweigen noch deutlicher zwischen ihnen stehen. Er sah zu Alicia Behrens hinüber. Ihre Blicke trafen sich nur Bruchteile von Sekunden, dann sah sie wieder aus dem Fenster, hinaus auf das Schwarz des Wassers. Ab und zu blitzte ihr Gesicht im Licht der Straßenlaternen auf, ungeschminkt, verschlossen, halb verdeckt von den braunen Locken und der Bommelmütze. Er hielt es nach wie vor für die schlechteste aller Ideen, dass sie beide irgendetwas miteinander zu tun haben sollten. Und er hoffte inständig, dass er keinen Fehler gemacht hatte.

»Haben Sie so was schon mal gemacht?«, fragte er.

»Nein. Nicht so, wie Sie meinen.«

»Also kein Mord.«

Wie viel Unterlassung brauchte es, um die justiziablen Charakteristika eines Mordes zu erfüllen? Alicia hing einen Moment ihren Gedanken nach. Sah ihre Mutter. Die Augen, aus denen schon lange alles Leben gewichen war. Die Frau, die sie als Kind vergöttert und dann aus ihrem Leben radiert hatte.

Alicia war machtlos, dass sie solche Gedanken überfielen. Damit diese sie aber nicht davon abhielten, sich auf das zu konzentrieren, was nun kam, parkte sie die Bilder in einer gedanklichen Warteschleife in ihrem Hinterkopf, um sich später damit zu befassen, wenn sie alleine war. In der weißen Wand herabstürzender Flocken tauchten die grauen Pfeiler auf. Diese Brücke, auf der schon Spione ausgetauscht worden waren. Inhaftierte. Auf der Menschen ihr Leben für die Freiheit riskiert hatten. Wo Welten aufeinandergeprallt waren. Die Brücke in die Stadt, in der jemand schlief und nicht ahnte, dass ein Vorhang im Fallen begriffen war.

Als Sigi Kamm ihr erneut einen fragenden Blick zuwarf, erwiderte sie in einem Ton, der besagte, dieses Thema sei hiermit abgeschlossen: »Wie man es nimmt.«

Eine Weile war nur der Blinker zu hören, laut und rhythmisch, tick, tack, bis auf der Gegenspur zwei Wagen vorbeigeschlichen

waren. Der Kombi glitt nahezu lautlos in den mit rotem Backstein verklinkerten Teil der Stadt. Der Schnee schien jedes Geräusch zu schlucken. Wie Gardesoldaten standen die Häuser des Holländischen Viertels Spalier, die Hacken aneinandergeschlagen und dem Wetter preußisch aufrecht trotzend. Sämtliche Geschäfte der lebhaften Straßenzüge, Hutmacher, Galerien, Keramikmanufakturen, Cafés, lagen im Dunkeln. In den Fensterrahmen der dreigeschossigen Fassaden leuchteten vereinzelt Rentiere und Sterne.

Sigi Kamm fand die gesuchte Hausnummer. Wie an den meisten Häusern war die Tür mit einem Adventskranz geschmückt. Doch hier waren die Lichterketten in den Fenstern tot.

Kamm stellte den Motor ab. »Ich brauche dadrin schnell Informationen. So viele wie möglich.«

»Mich gehen Ihre Informationen nichts an.«

Sie öffnete die Tür, und mit der kalten Luft wirbelten Schneeflocken in den Wagen.

Sigi fluchte innerlich. Klar. Keine zwanzig Minuten, dass sie beide mit dieser Sache zu tun hatten, und schon war es schwierig.

Er stieg aus und senkte die Stimme. »Hören Sie, wenn Sie das nicht hinbekommen ...«

Ihr Blick taxierte ihn. »Ich kann das trennen.«

»Wirkt gerade nicht so.«

»Ich dachte, ich mache hier meinen Teil der Sache – und nicht Ihren.«

»Ich kann den Leuten nur helfen, wenn ich schnell Ergebnisse liefere.«

Sie trat unter das schützende Vordach. »Das trifft nicht auf meine Arbeit zu.«

Er riss sich zusammen – nach dieser Sache würde er sie los sein – und klingelte. Es dauerte eine Weile, bis im Haus Licht anging und sich die Tür schließlich einen Spalt weit öffnete.

»Mein Name ist Sigi Kamm.« Er hob seinen Ausweis in das Licht der Außenlampe. »Ich bin Hauptkommissar bei der Polizei.« Eigentlich lautete seine korrekte Bezeichnung Hauptkommissar der Mordkommission Potsdam. Aber dieses Detail sprach er in solchen Momenten nie aus.

Alicia trat einen Schritt vor in den Lichtkegel. Sie spürte, wie das Mitgefühl sie zu überwältigen drohte, fragte sich, was sie hier zu suchen hatte. Wo hatte sie sich da eingemischt? Ausgerechnet in die Angelegenheiten von Sigi Kamm? Sie bemühte sich, die eigenen Gefühle in der Warteschleife in ihrem Hinterkopf zu parken, neben dem Bild ihrer toten Mutter. Dann sprach sie ernst und mit warmer Stimme.

»Alicia Behrens. Sie kennen mich noch, oder? Können wir hereinkommen?«

Und da machte sich das erste entsetzte Begreifen auf dem Gesicht ihres Gegenübers bemerkbar.

DIENSTAG

1

Zwölf Stunden früher ...

Alicia Behrens blickte aus der Fensterfront ihres Büros, hinaus auf die bewaldete Hügellandschaft. Linker Hand sah sie bis hinüber zum Wannsee. Seit Tagen hing die Wolkendecke dumpf und grau über der Gegend. Und dumpf und grau lag dazwischen der hässliche Sechzigerjahrebau der Klinik Wannseehof, eines ehemaligen Kurhotels. Im Sommer konnte man in dem Vorort mit knapp fünfhundert Einwohnern wundervolle Wochen verbringen. Touristen, Wanderer, Fahrradfahrer und Badende traten sich auf die Füße. Doch im Winter wirkte die Gegend bedrückend. Wahrscheinlich hatte genau das dem ehemaligen Kurhotel den Garaus gemacht.

Als Klinik für psychosomatische Leiden jedoch war das Haus durchgehend voll belegt, sommers wie winters. Patienten aus ganz Deutschland kämpften darum, einen der neunzig stationären Plätze in dieser ungewöhnlichen Einrichtung zu ergattern.

Der Klinikleiter hatte schon mehrfach Nachrichten hinterlassen, Alicia möge ihn dringend zurückrufen. Also ging sie davon aus, dass es mal wieder Schwierigkeiten gab. Sie sah auf das Telefon, dann nahm sie ihre Winterjacke und ging nach draußen.

Als Dr. Härtl zu Alicia Behrens auf den Parkplatz kam und einen unmissverständlich kritischen Blick auf ihre Zigarette warf, konnte sie ihm förmlich ansehen, wie er auf der Suche nach ihr immer misstrauter geworden sein musste.

Nachdem er in ihrem Büro nicht fündig geworden war, hatte der Klinikleiter bestimmt einen Abstecher zu der großen Wochentafel gegenüber dem Schwesternzimmer im ersten Stock gemacht. Er hasste es, dass sie oft kurzfristig Wutgruppen oder Schreitherapien mit vierzig Leuten ansetzte, die die Fenster im Emo-Raum zum Zittern brachten und den Pfarrer der nah gelegenen Kirche anriefen ließen, um zu fragen, was zum Teufel da vor sich ging. Doch bis drei Uhr stand heute nur die Maltherapie auf dem Plan, eine von Dr. Härtils bevorzugten Maßnahmen, da sie leise vonstatten ging und nie Probleme bei den Abrechnungen bereitete.

Auf dem Weg zum Parkplatz musste der Klinikleiter am Empfang vorbei. Und dort hing nun, nachdem er kürzlich angeordnet hatte, die Maltherapie-Einheiten zu verdoppeln, ein buntes Ölgemälde, zwei auf drei Meter groß. In wilden Pinselstrichen schwang sich ein Schriftzug über die Leinwand: »Hier bekommst Du nicht das, was Du willst, sondern das, was Du brauchst.«

Ihr Chef sprach sie ohne Begrüßung an. »Selbst vor der guten, alten Maltherapie machen Sie nicht mehr halt.«

Sie grinste, schwieg und und zog genüsslich an ihrer Zigarette.

»Dr. Behrens. Wann hören Sie endlich auf mit dieser Qualmererei?«

Alicia hatte vor fünf Jahren, bei Antritt ihrer Stelle, durchgesetzt, dass für alle Patienten striktes Rauchverbot während ihres gesamten Aufenthalts galt. Egal, ob sie sich im Haus aufhielten oder in ihrer freien Zeit Wanderungen unternahmen oder mit dem Bus die zehn Kilometer in die Stadt fuhren. Ihr eigenes radikales Verbot hielt sie allerdings nicht davon ab, im Hof zu stehen, wo jeder Patient sie sehen konnte, der ein Zimmer nach hinten raus hatte, und selbst zu rauchen.

»Nun tun Sie nicht so, als wäre Ihnen an meiner Gesundheit gelegen. Sie scheuen nur die Diskussionen mit den Patienten.«

»Auch. Es wäre einfacher, wenn Sie wenigstens um die Ecke gehen würden.«

»Seien Sie froh über jeden Konflikt, den die Patienten hier austragen. Und sei es, sich über diese Ungerechtigkeit aufzuregen. Konflikte sind großartig. Je mehr davon, desto besser. Wenn die Leute hier begreifen, dass Konflikte nicht das Ende der Welt bedeuten,

haben sie draußen deutlich bessere Chancen. Und Sie wissen: Seit die Patienten nicht mal eben eine rauchen können, wenn es schwierig wird, machen sie hier rasant Fortschritte.«

»Ja, ja, ja ...«, sagte Dr. Härtil unwillig, trat frierend von einem Fuß auf den anderen und kam ohne weitere Umschweife zum Punkt. »Uns steht eine Qualitätssicherung ins Haus. Das kann ein Jahr dauern.«

»Jede Klinik muss da irgendwann durch.«

»Ja. Aber Sie können jetzt schon davon ausgehen, dass wir manche Ihrer Methoden streichen müssen.«

Alicia stieß den Rauch in die kalte Dezemberluft. »Ich habe diese Klinik mit meinem Team innerhalb von fünf Jahren auf Platz vier der Reha-Statistiken gebracht. Und die Medikamentengabe fast auf null. Ich lasse mir doch jetzt nicht mehr sagen, welche Methoden ich anwenden soll und welche nicht. Nur weil Wassergymnastik und Medikamente billiger sind. Die Versicherer sind an das gebunden, was wir als Ärzte verschreiben.«

»Um fünfzehn Uhr gibt es einen Termin zur Qualitätssicherung.«

»Ohne mich. Da habe ich Therapiegruppe.«

Dr. Härtil zitterte inzwischen. »Dann lassen Sie sich von einem Ihrer Therapeuten vertreten! Oder verschieben sie. Es ist ein wichtiger Termin, der uns beiden sehr helfen kann. Wollen Sie Ihre Schreitherapien behalten? Dann kommen Sie mir entgegen!«

Alicia warf den Zigarettenstummel in einen Papierkorb. »Seit fünf Jahren versuche ich, den Patienten hier beizubringen, sich nicht auf faule Kompromisse einzulassen. Kein: Eine Hand wäscht die andere. Kein: Gib du mir das, sonst geb ich dir das nicht. Keinerlei co-abhängiges Verhalten. Sie glauben nicht allen Ernstes, dass ich wegen einer Qualitätssicherung anfangs, gegen meine eigenen Prinzipien zu handeln?«

»Mein Gott, seien Sie doch ein Mal unkompliziert! Es ist wichtig!«

»Für wen? Wissen Sie, meine Therapie ist zum Beispiel wichtig für Manfred. Seit vier Wochen hier. Das Einzige, was ihn davon abhält, vorne durch die Drehtür zu gehen und wieder zu saufen, ist die Gruppe. Petra, sexsüchtig. Macht jeden Mann in dieser Klinik an. Ich fürchte, sie hat nicht mal vor Ihnen haltgemacht. Sie

kann es sich nicht leisten, dass eine Gruppe nicht stattfindet. Sonst wird sie nach acht Wochen hier rauskommen und weiter für jedes Krümelchen Liebe den nächstbesten Kerl über sich drüber lassen. Ramona ...«

»Verschieben Sie die Gruppe um eine Stunde«, unterbrach er ungeduldig. »Die Sache vor eineinhalb Jahren hat uns sehr geschadet.«

Das war es also. Wieder die alte Sache. Alicia musste nicht sagen, wie sehr es sie nervte. Sie wusste, dass man es ihr ansah. Sie war damals nicht bereit gewesen, einen Patienten über die Klinge springen zu lassen, nur damit Härtls Ruf gewahrt blieb. Aber noch weniger war sie bereit, jetzt hundert Patienten zu opfern und sie mit Maltherapie und Medikamenten abzuspeisen.

»Wann haben Sie Zeit?« Wie kühl er klang. »Sonst verhandle ich alleine und informiere Sie über die neuen Bedingungen.«

»Morgen. Nach der Intensivgruppe. Zwölf Uhr«, war ihr Zugeständnis.

»Seien Sie ausnahmsweise pünktlich! Und löschen sie den Papierkorb, den Sie gerade mit Ihrer Qualmerei in Brand gesetzt haben!« Da roch Alicia es auch, fuhr herum und fluchte leise.

2

Sigi Kamm stand am Fenster und sah hinunter auf das Gelände. Eben passierte einer der Streifenwagen die Pforte und rollte an der Kriminaltechnischen Abteilung vorbei, hinüber zum Parkplatz für die größeren Einsatzfahrzeuge, die grünen und blauen Polizeibusse mit den vergitterten Fenstern. Links stand ein Fahrer in Anzug und Mantel vor einer der Limousinen des Ministeriums des Inneren und rauchte. Sonst war es ruhig. Auch in Sigis Büro war es still, in der gesamten Abteilung jenseits seiner gläsernen Bürotür. In die Mordkommission war seit dem letzten Fall ein glühweinseliges Winterdösen eingezogen.

Dennoch arbeitete es im Kopf des Hauptkommissars. Der Anruf vor zehn Minuten war Sigi mehr als seltsam vorgekommen. Er sah

Konrad normalerweise nur einmal im Jahr, seit sich ihre Wege vor zwanzig Jahren getrennt hatten. Bei den Weihnachtsfeiern tauchte er in seinen Maßanzügen auf, klein, beleibt, eine dicke Zigarre in der Hand, und erzählte immer die interessantesten Geschichten. Er saß in der Fettzelle des Lebens und schämte sich nicht dafür. Er erinnerte sich jedes Mal nach dem dritten Glas Wein, dass Sigi und er schon in der siebten Klasse gerne Detektiv gespielt hatten, und ergänzte mit dröhnendem Lachen, dass es aber nur einer von ihnen zum Maserati gebracht hatte. Tief in der Nacht standen die Trinkfestesten unter ihnen dann vor irgendeiner Bar, lagen sich in den Armen und beteuerten, sich auf das nächste adventliche Altabitreffen zu freuen. Immerhin waren es an die vierzehn Leute, die noch in der Gegend lebten oder zu ihren Eltern zu Besuch kamen. Und der kleine, feiste Konrad Becker mit seiner Halbglatze hinterließ alljährlich bei jedem seiner alten Klassenkameraden das Gefühl, ihr eigenes Leben hätte bunter und besser sein können. Ein bisschen mehr wie Konrads eben.

Und nun wollte Konrad mit ihm reden. Unter vier Augen. Nicht am Telefon.

Sigi freute sich durchaus auf diesen ungewöhnlichen Besuch. Sie beide verband die gemeinsame Zeit auf dem Gymnasium und später auf der Polizeischule. Das war allerdings lange her, es war, bevor die Wende sie in unterschiedliche Richtungen getrieben hatte. Sigi war in den Westen gegangen und hatte sich im gehobenen Dienst hochgearbeitet. Später, nachdem sein Vater gestorben und seine Mutter in ein Pflegeheim gekommen war, war er zurückgekehrt. Konrad war der Polizeiapparat schon während der Polizeischule auf die Nerven gegangen. Er war nach seinem Abschluss Detektiv geworden und hatte sich zuerst auf Immobiliengeschäfte spezialisiert: Rückerstattungen alter zwangseigneter Grundstücke in den neuen Bundesländern. Ein mehr als lukratives Geschäft. Inzwischen führte Konrad eine große Detektei mit Filialen im In- und Ausland für Privat- und Wirtschaftsaufträge, hatte eine beeindruckend schöne Frau, zwei Kinder, drei Autos und dreißig Kilo mehr auf den Hüften.

»Ich bin in der Stadt, Jahresabschluss in der Filiale hier. Treffe gleich den Vorstand einer großen Bank«, hatte Konrad erklärt.

»Nachher hole ich meine Zigarren ab, dann sind Weihnachtseinkäufe dran. Also lass uns morgen sehen. Irgendwo, wo wir in Ruhe reden können. Es geht um etwas, woran du sehr interessiert sein wirst.«

»Hat einer deiner Kunden jemanden umgelegt?«, fragte Sigi mächtig interessiert.

»Besser«, war es durchs Telefon gekommen. »Viel besser.«

3

Der unheimliche Typ war bestimmt dreimal so alt wie sie, vierzig oder fünfzig. Ekelhaft! Er fiel Susanne das erste Mal auf, als sie ihre Lippen mit dem Farbton Karminrot betupfte und sich in dem schmalen Probespiegel der Kosmetikabteilung zulächelte. Sie hasste ihre Haut, die ihr allmorgendlich mit einem neuen Pickel die Laune verdarb. Aber ihr Gesicht, die grünen Augen und ihre langen, blonden Haare mochte sie. Meistens zumindest. Da sie Achim heute wohl nicht sehen würde – danke schön, ihre Eltern hatten sie nämlich zur Schachfigur in ihrem verdammten Kleinkrieg gemacht und meinten, ihre Anwesenheit auf dem Spielbrett würde den Ausgang der Partie irgendwie beeinflussen –, war sie mit ungewaschenen Haaren losgezogen. Ein Gummiband um die blonden Strähnen hatte reichen müssen.

Susanne nahm aus dem Augenwinkel wahr, dass dieser Mann mit der verblichenen Baseballkappe und der altmodischen Brille sie angaffte. War er nicht vorhin schon in der Parfümabteilung gewesen? Und – igitt – als sie in der Unterwäscheabteilung die Höschen mit Spitze in der Hand gehabt hatte?

Es war warm im Kaufhaus. Aber nun wurde Susanne unangenehm heiß. Weihnachtliche Musik dudelte in jeder Abteilung, überall strahlten Christbäume und künstliche Kerzen. Sie öffnete ihre Daunenjacke, legte den Lippenstift zurück und ging ein paar Gänge weiter, hinüber zur Schmuckabteilung. Sie ließ ihren Blick über die glitzernden Auslagen und Drehständer gleiten, schlenderte hierhin und dorthin, doch sie achtete nur darauf, ob der Typ in

einem der Spiegel auftauchte. Nein. Er war fort. Oder? Sie atmete tief aus, ihr Herzschlag beruhigte sich.

Susanne entdeckte ein Paar Perlenohrringe. Sehnsüchtig ließ sie ihre Finger über die kühle Rundung gleiten.

Und dann stand er plötzlich neben ihr. Sie roch sein schweres Parfüm, hörte seinen Atem. Er sah sie nicht an, aber sie wusste, dass er sie meinte. Ihr Herz fing von Neuem an zu rasen. Schneller noch als vorhin. Sie zog die Finger vom Schmuck zurück, drehte sich um und eilte zum nächstbesten Ausgang. Sie stieß die Glastür auf und stolperte in die überdachten Shopping-Arkaden und dann weiter in den kalten Nachmittag hinaus. Längst war es dunkel geworden. Es roch nach gebrannten Mandeln. Von dem kleinen Weihnachtsmarkt, der sich um den Hauptbahnhof schlängelte, drangen die Klänge einer Spielorgel zu ihr herüber, doch ihre Ohren sausten zu sehr, um das helle Klimbim richtig wahrzunehmen. Sie schlug den Weg zum Parkhaus ein, von dort konnte man schnell hinüber zur Straßenbahn. Nichts wie weg hier! Sie hatte den ersten Kassenautomaten erreicht, da spürte sie den Griff an ihrer Schulter. Fest. Hart. Sie fuhr herum und knallte mit dem Rücken gegen die Wand des Parkhauses.

Er stand vor ihr. Das Gesicht im Schatten seiner Kappe.

»Was wollen Sie! Lassen Sie mich!«

»Wir zwei müssen uns mal in Ruhe unterhalten.« Der Mann riss ihre Daunenjacke auf. Dann hob er ihren Pullover. Ein dunkelroter Spitzen-BH fiel zu Boden. Langsam hob er ihn auf und sah auf das Preisschild. »Fünfunddreißig Euro. Wo ist das Höschen?«

Mit zittrigen Fingern zog sie das bisschen roten Stoff aus der Jackentasche. »Sind Sie Kaufhausdetektiv?«

»Nein.«

»Bitte zeigen Sie mich nicht an. Bitte sagen Sie nichts!«

»Machst du so etwas öfter?«

»Nein, ich schwör's!«, sagte sie den Tränen nahe und wusste, dass es sich wie eine kindische Lüge anhörte.

»Wie alt bist du?«

»Vierzehn«, flüsterte sie.

»Ganz schön teures Zeug für eine Vierzehnjährige. Du weißt,

dass du strafmündig bist? Das ist Diebstahl und gibt eine Menge Ärger.«

»Bitte sagen Sie nichts. Meine Eltern bringen mich um.«

Hinter den Brillengläsern blitzten seine Augen auf. »Ich glaube, du machst so etwas regelmäßig. Und wenn ich dich jetzt laufen lasse, machst du es wieder.«

»Lassen Sie mich gehen. Dann mache ich alles, was Sie wollen.«

»Was meinst du damit?«

Sie traute sich nicht aufzuschauen, sah hinunter auf den bunten Anstecker an ihrer Jacke. »Nur sagen Sie nichts. Bitte.«

Sie bemerkte nur zu gut, dass er sich kurz in alle Richtungen umschaute.

Von Weitem drang hell die Spielorgel zu ihnen herüber, und die kalte Luft war voll von Zuckerwatte und Weihnachten.

4

Der Anruf vom Kommissariat, der ihn zu dem schwersten Gewaltverbrechen seit Langem beorderte, kam um 22 Uhr 15.

Sigi hatte eben seine kleine Dachgeschosswohnung im Zentrum verlassen. Fünfter Stock einer Neubauremisse ohne Fahrstuhl. Dafür zentral und gut geschnitten. Er war durch den Neuschnee im Hof gestiefelt, hatte drei Straßenzüge und die Fußgängerzone überquert und war schon auf die »Maria« zugesteuert, ein altes Lokal mit hässlichen Holzmöbeln, das dem Renovierungswahn der letzten vierundzwanzig Jahre widerstanden hatte. Es war die angesagteste Kneipe der Stadt für diejenigen, die keine angesagten Kneipen suchten. Es gab nur eine kleine Speisekarte, die aber bis zwei Uhr nachts, und das Publikum war jung, wenig touristisch, dafür umso gemischter. Mit irgendwem kam man immer ins Gespräch.

Sigis Handy klingelte vor der Nummer 54, dem alten backsteinerne Stadtgefängnis, das 1933 zu einer Stätte unsäglicher Gewalttaten ausgebaut worden war, als späteres KGB-Gefängnis Hand-

langern der nächsten Ideologie Raum für Menschenverachtung gegeben und dann als Stasi-Untersuchungsgefängnis nahtlos an seine düstere Geschichte angeknüpft hatte.

Der Hauptkommissar trat in den Windschatten der heutigen Mahnstätte.

Beamtin Lorenz vom Dauerdienst meldete sich. »Fürchte, ich muss Ihnen gewaltig den Abend versauen. Ziemlich entsetzliche Sache und ganz klar Ihre Zuständigkeit. Neustädter Havelbucht.«

Die Scheinwerfer seines Kombis erfassten die Bahnunterführung, dann rot-weißes Absperrband am Eingang zum Park. Ein Uniformierter mit weißem Rand auf dem Mützenschirm sah ihm entgegen, registrierte seinen Ausweis und machte eine betretene Kopfbewegung zum Wasser hin.

Sigi sah sich um: am Ende der Straße stand eines der wenigen verbliebenen nicht sanierten und heruntergekommenen Stadthäuser. Ein Laken mit der Aufschrift »Stopp dem Mietwucher!« flatterte im Schneegestöber. Rechts und links der Straße erstreckten sich Kolosse, Bausünden der sozialistischen Architektur, mühsam mit Farbe aufgehübschte Plattenbauten. Vor einem der Hochhäuser warb ein Schild: »Dachterrassen! Luxussaniert!«

Sigi zog den Reißverschluss seiner Jacke bis zum Hals zu und duckte sich unter dem Absperrband durch. Er hatte die Bucht schnell erreicht. Am Steg, an dem im Sommer Wassertaxen anlegten, hörte er kaltes Plätschern und das Flüstern des Schilfs. Jenseits der Bucht leuchtete die Stadt, rechter Hand war in dem unwirtlichen Wetter schemenhaft die Eisenbahnbrücke über der Havel zu erkennen.

Er schlug den Weg links am Wasser ein und erkannte schon von Weitem die Kollegen der Spurensicherung in ihren grauen Overalls, die ein Zelt über den Tatort spannten. Das Blut im Schnee leuchtete im Schein der lichtstarken Strahler, vor denen dichte Flocken niedergingen.

Als Sigi näher kam, nickte man sich stumm zu. Er verschaffte sich einen raschen Überblick: kein Opfer, kein Leichenwagen, kein Gerichtsmediziner. Er trat so nah an den Tatortbereich, wie die Spurensicherung ihn ließ, und sah seinen Kollegen Hobrecker

von der Mordkommission dem Polizeibus entsteigen. Hobrecker verschwand nahezu in seinem dicken Parka. Er war beschenkt mit einer drahtigen, sportlichen Figur und wachen Augen und gestraft mit einem auffallend aknevernarbten Gesicht. Sigi arbeitete gerne mit dem jüngeren Kollegen zusammen. Er war manchmal etwas überkorrekt, aber sehr umgänglich – zumindest solange man ihn nur beim Nachnamen nannte. Hobreckers Eltern waren überzeugte Sozialisten gewesen und seine Mutter hochschwanger, als der Marathonläufer Waldemar Cierpinski 1980 zum zweiten Mal bei den Olympischen Spielen Gold für die damalige DDR gewann. Ein begeisterter Sportreporter im DDR-Fernsehen hatte ausgerufen: »Liebe junge Väter oder angehende, haben Sie Mut! Nennen Sie Ihre Neuankömmlinge des heutigen Tages ruhig Waldemar! Waldemar ist da!«

Hobrecker hatte seinen Vornamen immer gehasst.

»Das Opfer hat überlebt?«, fragte Sigi.

»Wenn man das so nennen kann«, erwiderte Waldemar Hobrecker in sächsischem Dialekt und reichte ihm eine Digitalkamera.

Der Hauptkommissar brauchte einen Moment, um zu erkennen, dass das, was er auf dem Display betrachtete, ein menschliches Gesicht war. »Gott ...«

»Sie versuchen eine Notoperation.«

Sigi gab ihm die Kamera zurück. »Schick mir die Bilder auf mein Handy.«

Blitzlicht flammte auf, als einer der Spurensicherer zwei Meter hinter der Blutlache ein Messer fotografierte.

»Hatte das Opfer Stichverletzungen?«

»Da war so viel Blut, schwer zu sagen. Die Sanitäter sagen, es gibt mehrere Brüche im Schädelbereich.«

Sigi sah hinüber zur Polizeiwanne. In dem Bus saßen zwei Kollegen mit einer weiteren Person, und das Blaulicht warf sein Flackern auf die zunehmend weißer werdenden Tannen und hinüber zu den ersten Plattenbauten. Nur eine Frage der Zeit, bis Schau Lustige dem Wetter trotzen würden.

Er ging auf den Bus zu. »Ist das der Mann, der die 110 angerufen hat?«

Hobrecker folgte ihm. »Nein, der ist schon zu Hause. Ganz alter

Typ, hat seinen Dackel rausgelassen und alles nur aus der Ferne gesehen. Das im Bus ist der Mann, der dazwischengegangen ist. Er hat dem Alten gesagt, dass er uns rufen soll.«

»Der Zeuge hat die Tat gestört? Dann haben wir eine Täterbeschreibung?«

»Die Kollegen sind gerade dabei.«

»Was wissen wir über das Opfer?«

Hobrecker sah ihn einen Moment fast zögerlich an.

»Was ist los?«, fragte Sigi. »Wer ist es?«

Sein Kollege reichte ihm eine Plastiktüte mit einem Geldbeutel und einem Handy.

Sigi zog den Personalausweis aus dem Geldbeutel, und für einen Moment dachte er, dass das nicht sein konnte. Der Name. Das Gesicht auf dem Passbild. »Hast du das Jugendstrafregister abrufen lassen?«

»Nein.«

»Ruf in der Einsatzzentrale an. Die sollen das sofort überprüfen. Ich will alles wissen. Sofort!«

Sigi Kamm klopfte sich den Schnee von der schwarzen Daunenjacke und strubbelte sich die Flocken aus dem Haar. Dann zog er die Schiebetür der Wanne auf. Ihm schlug warme, verbrauchte Autoluft entgegen und der strenge Geruch nach Schweiß.

Dem Mann auf der Rückbank hatte man eine Decke umgelegt. Neben ihm auf der Bank lag eine Sporttasche.

Sigi las die Täterbeschreibung, die die Kollegen im Auto notiert hatten. »Geben Sie das sofort an alle Streifen raus, ja?«

Die beiden nickten, stiegen aus, und er schob sich auf die Sitzbank dem Zeugen gegenüber, sodass sich ihre Knie fast berührten. Er ließ die Tür offen stehen – wenn irgendwo frische Luft vonnöten war, dann wahrlich hier – und stellte sich vor.

»Rüdiger Brandt«, erwiderte der Mann sichtlich mitgenommen. Er war bleich. In dem kantigen Gesicht mit der schmalen Nase lagen tiefe Schatten unter grüngrauen Augen. Der Zeuge roch nach Bier, aber wirkte keinesfalls betrunken. Die linke Hand war einbandagiert. »Ich hab immer gedacht, so was passiert nur anderen Leuten.«

Brandt strich sich das nasse, dunkelblonde Haar nach hinten, sodass es wie mit Pomade festgekleistert wirkte. Dann starrte er wieder auf seine weiße Trainingshose, an deren Knien sich rote Flecken ausgebreitet hatten. Rötlich dreckige Spritzer zogen sich bis hinunter zu den schrillgelben Turnschuhen.

»Erzählen Sie mir noch mal, was Sie gesehen haben? Dann fahren wir Sie ins Krankenhaus. Soll ich Ihnen einen Kaffee besorgen lassen? Tee?«

»Danke, nein. Mir ist eh kotzübel.«

»Sie waren beim Sport, hm? Fitnessstudio?«, half Sigi ihm auf die Sprünge und deutete auf die Sporttasche mit eingnähtem Schriftzug »All fit«.

Der Zeuge nickte. »Ja, genau. Ich war mit einer Bekannten da. Danach sind wir hier um die Ecke ein Bier trinken gegangen. Na ja, zwei, um genau zu sein. Ich bin dann zur Tram. Weil es anfang zu schneien, hab ich die Abkürzung an der Bucht lang genommen. Zuerst habe ich diese Schreie gehört. Ich dachte, ein Streit. Aber dann war klar, da schreit jemand vor Schmerzen. Dann hab ich sie gesehen. Dieser Typ. Er hat zugetreten. Immer wieder. Ins Gesicht.«

Rüdiger Brandt sah Sigi erschüttert an. »... von jemandem, der sowieso schon am Boden lag! Aber er hat immer wieder mit den Stiefeln ausgeholt. Und überall das Blut ...«

»Sie sind dazwischengegangen?«

»Na ja, ich hab den Mann angeschrien, er soll aufhören, hat er aber nicht. Also hab ich ihn weggerissen. Ich war ziemlich k. o. vom Sport, und dann das Bier. Aber er hat aufgehört.«

»Mutig.«

»Wahrscheinlich war es völlig idiotisch. Ich hab überhaupt nicht nachgedacht.« Brandt lachte bitter auf. »Er sieht mich an, total wütend, kommt plötzlich auf mich zu ... hebt ein Messer auf, das im Schnee liegt ... Ich denke: Das war's jetzt. Heute hast du deine Tochter das letzte Mal gesehen.«

In seinen Augen schimmerten Tränen. Er hob die Hände, wie um sich über das Gesicht zu fahren, dann sah er die Blutreste an seinen Fingern und ließ die Arme wieder sinken. »Er fuchtelt mit dem Messer rum, kommt immer näher, hat richtig zugestochen.

Und mein Handy liegt in der Sporttasche, ausgeschaltet! Zum Glück ist dieser alte Mann mit seinem Dackel aufgetaucht. Ich hab ihm zugerufen, er soll die Polizei rufen. Der Mann ist sofort los, und dann ist der Typ abgehauen. Wie ... wie geht es dem Jungen?»

»Sie versuchen, ihn zu operieren.«

Brandts Augen begannen wieder zu glänzen. »Der Junge hat sich gar nicht mehr gerührt. Ich wusste nicht, was ich machen sollte. Man darf doch niemanden bewegen, der so schwere Kopfverletzungen hat.«

»Vielleicht haben Sie ihm das Leben gerettet.«

Plötzlich stieß Rüdiger Brandt die Decke von sich und stolperte aus dem Polizeibus. Er schaffte es nur ein paar Meter. Den Geräuschen nach zu urteilen behielt sein Magen nicht viel bei sich.

Sigi stieg ebenfalls hinaus in den dichten Schneefall. Wellen gluckerten jetzt lauter gegen gefrorenen Modder am Ufer.

Brandt richtete sich zittrig auf. »Tut mir leid.«

»Kein Problem«, winkte Sigi ab. »Ich lasse Ihnen Desinfektionszeug bringen, dann können Sie sich mal richtig die Hände sauber machen. Und dann sollen die Kollegen Sie ins Krankenhaus fahren. Wir brauchen dringend Ihre Kleidung. Wir versuchen, Spuren vom Täter an Ihren Sachen zu finden. Sie bekommen stattdessen einen Polizeisportanzug.«

Der bleiche Mann mit dem kantigen Gesicht nickte und stützte sich gegen den Bus.

»Und kommen Sie morgen bitte um neun ins LKA. Die haben Spezialisten für eine Objektivzeichnung. Ein Phantombild. Und danach brauchen wir Sie auf dem Präsidium für ein schriftliches Protokoll. Ist Ihnen noch irgendetwas aufgefallen?»

»Der Junge«, sagte Brandt und schloss kurz die Augen. »Er hatte diesen Anstecker an der Jacke.«

»Anstecker?»

»Ja. So einen ganz bunten. »Schule gegen Rassismus«, steht drauf. Meine Tochter läuft auch mit so was rum.«

»Was genau ist das?»

»Irgendein Abiturient aus der Schule meiner Tochter hat das initiiert. Nach ein paar Wochen hatte es schon die Runde gemacht. Jetzt machen alle sieben Gymnasien in der Stadt mit. Fünf Euro

pro Anstecker, und damit werden dann Aktionen gegen Rassismus finanziert. Darüber stand sogar mal was in der Zeitung.«

Sigi zog sein Handy raus und gab »Schule gegen Rassismus« in die Maske der Internet-Suchmaschine ein. Der Artikel zeigte ein kleines Schwarz-Weiß-Foto mit zehn Abiturienten, die stolz in die Kamera lachten. Die Bildunterschrift lautete: »Noyan Akay (rechts), Abiturient und neunzehnjähriger Gründer der Bewegung, mit seinen Mitstreitern und Freunden«.

»Scheiße«, murmelte Sigi. Er vergrößerte das Bild so gut es ging auf dem Display. Ihm grinste ein dunkelhaariger Junge entgegen, den einen Arm eng um eine blonde Mitschülerin geschlungen, den anderen zur Kamera gestreckt, Zeige- und Mittelfinger zu einem Victory-Zeichen erhoben.

Sigi las noch mal die Täterbeschreibung, die Rüdiger Brandt kurz zuvor seinen Kollegen gegeben hatte: Springerstiefel. Bomberjacke, schwarz. Täter etwa eins achtzig groß, dunkelbraune, fast schulterlange Haare mit strengem Seitenscheitel. Schnauzer. Riesige Stirn. Große, breite Nase. Helle Augen, wahrscheinlich blau. Irrer Blick. Rechtes Ohrläppchen auffallend klein und vernarbt, wie abgerissen.

Ein Arschloch mit Springerstiefeln, dachte Sigi grimmig und sah hinüber zum Tatort. Die letzte Neonazidemonstration war erst ein paar Wochen her. Neunzig schwarz gekleidete Faschisten hatten sich zusammengerottet. An die dreitausend Gegendemonstranten, unter ihnen hohe Politiker der Stadt, sogar der Oberbürgermeister, hatten verhindert, dass der skandierende Mob sich einen Weg durch die Stadt bahnen konnte. Zum Glück gab es genug vernünftige Leute, die sich friedlich gegen diese Glatzköpfe wehrten. Aber die andere Seite der Medaille war, dass man zweitausend Polizisten in Kampfmontur benötigt hatte, achtzig vergiterte Einsatzbusse und gut zwanzig Krisenteams, um möglichen Ausschreitungen vorzubeugen.

Und jetzt hatte offenbar wieder einer dieser Vollidioten Hitler gespielt.

Sigi trommelte die anwesenden Polizisten vor dem Bus zusammen. »Funkt nach Verstärkung. Es sieht danach aus, dass wir es hier mit einem Neonazi zu tun haben, extrem gewaltbereit. Fah-

dung läuft? Gut. Ein Bericht muss sofort an die Kollegen für Politisch motivierte Straftaten. Gab es in letzter Zeit Anschläge auf Dönerbuden, ausländische Vereine? Gab es vergleichbare Übergriffe? Ich will den ganzen Krempel morgen früh auf dem Tisch haben.« Er deutete hinüber zu den Kollegen in den grauen Overalls, die nach wie vor fotografierten und Beweise eintüteten. »Sagen Sie der Spurensicherung, dass wir Zeitdruck haben. Die werden Sie abwimmeln wollen, wie immer, aber diesmal kann es sein, dass unser Täter oder seine Freunde noch ein paar andere Abiturienten auf der Liste haben.«

Sigi reichte das Handy seinem Kollegen Hobrecker. »Ein Artikel über eine Schülerbewegung. ›Schule gegen Rassismus‹. Der rechte Abiturient auf dem Foto ist Noyan Akay.«

Hobrecker murmelte leise: »Ist das ein Problem für dich?«

»Nein«, erwiderte Sigi. Er meinte es ernst. »Wirklich nicht. Nimm dir ein paar Leute und finde raus, wo die anderen neun wohnen. Klappert sie alle ab. Gab es Drohungen gegen sie, gegen andere?« Er machte eine Kopfbewegung in Richtung Polizeibus. »Einer fährt den Zeugen ins Krankenhaus. Und gibt ihm die Adresse vom LKA. Er hat morgen um neun einen Termin zur Objektivzeichnung. Wer begleitet mich zu den Eltern?«

Alle Kollegen bis auf Hobrecker senkten den Blick in den Schnee, vermieden jeglichen Augenkontakt.

Sigi sah sie der Reihe nach an. »Kommt Leute, ich brauche da einen zweiten Mann.«

Keiner meldete sich.

Sigi verurteilte Kollegen, die sich vor der Arbeit drückten. Aber das hier, das konnte er verstehen. Die drei schwersten Momente bei der Polizeiarbeit waren, ein totes Kind zu finden, wenn ein Kollege im Dienst umkam und Angehörigen eine solche Schreckensnachricht zu überbringen. Letzteres war das Schlimmste.

»Gut«, seufzte er. »Ich krieg das alleine hin. Dann los. Ich will über alles informiert werden. Ich will diesen Scheißnazi noch vor dem dritten Advent haben. Ein Neunzehnjähriger liegt gerade auf dem OP-Tisch. Und sagen wir, wie's ist: Den Fotos nach zu urteilen – wenn er das überlebt, haben wir nach zweitausend Jahren mal wieder ein Wunder zu Weihnachten.«

Die Uniformierten legten los. Sie waren so dankbar, dass ihnen der Besuch bei den Angehörigen erspart blieb – da war sich Sigi sicher –, dass sie ihn heute Nacht mit größtem Einsatz unterstützen würden.

»Was kam bei der Überprüfung raus?«, fragte er Hobrecker.
»Gibt's was über unser Opfer?«

»Nein. Keine Eintragungen. Bis auf die Sache vor eineinhalb Jahren. Und die Verurteilung zu gemeinnütziger Arbeit.«

Sigi erinnerte sich nur ungern an die Gerichtsverhandlung damals.

»Danke Hobrecker. Also, gebt Gas. Gib mir sofort Bescheid, wenn Ihr die Abiturienten habt.«

Er löste die Tastensperre auf dem Handy des Jungen und suchte die Anruflisten. Der letzte Anruf war um 21 Uhr 24 rausgegangen. Das Gespräch hatte über eine Viertelstunde gedauert. Bis kurz vor der Tat. Sigi las den Namen, der als letzter Gesprächspartner in Noyan Akays Display angezeigt wurde.

Auch das noch ...

5

»Klinik Wannsee Hof, Schwesternzimmer?«

Sigi fragte forsch, mit wem ein gewisser Noyan Akay um 21 Uhr 24 telefoniert habe. Er sei Hauptkommissar. Das könne ja jeder sagen, fand die Schwester.

Es sei sein Recht, das zu fragen – und es zu erfahren. Sie sah das anders. Das absolute Vertrauen auf Diskretion helfe den Patienten erst, hierherzukommen.

Als Sigi Kamm seinen Kombi vor der psychosomatischen Klinik parkte, fragte er sich, wie es die Patienten in diesem grauen Bau schafften, nicht erst recht in die völlige Depression abzurutschen. Durch die Glasfront im Erdgeschoss sah er im Dämmerlicht der Nachtlampen die Rezeption und einen prächtig geschmückten Weihnachtsbaum.

Nachdem er sich ausgiebig ausgewiesen hatte, ließ ihn die Schwester endlich durch die Drehtür ins Innere. Er hoffte, dass die Sache hier schnell abgehakt wäre. Schließlich ging es auf Mitternacht zu.

Während die Schwester den Bereitschaftsarzt holte, wartete er vor einem bunten Ölgemälde. »Hier bekommst Du nicht das, was Du willst, sondern das, was Du brauchst.«

Sigi hatte eine dumpfe Ahnung, wer dieses Gemälde in Auftrag gegeben hatte ...

Und da kam sie mit beschwingtem Schritt die Treppe herunter, den Mund leicht geöffnet, ein Lächeln in den Augen. Er erkannte sie sofort wieder. Als sie ihn sah, stutzte sie, legte fragend den Kopf schief, und dann, in der Sekunde des Erkennens, erstarb ihr Lächeln.

Da standen sie. Im Licht des üppigen Weihnachtsbaumes. In drei Metern Entfernung voneinander. Und bewegten sich keinen Millimeter aufeinander zu.

»Sie« war schließlich alles, was sie sagte.

Diese Stimme. Wie damals. Dieser Tonfall, bei dem man nicht wusste, ob sie freundlich blieb oder gleich ein Bombardement von Unverschämtheiten von sich gab. Oder ihn vor Gericht der Unfähigkeit bezichtigte und anzweifelte, dass das Strafsystem, für das er sich aus tiefster Überzeugung den Arsch aufriss, überhaupt funktionierte.

»Frau Behrens, lassen Sie uns die Sache schnell erledigen. Worüber haben Sie mit Noyan Akay gesprochen? Um 21 Uhr 24 ?«

»Wieso wollen Sie das wissen? Was ist passiert?«

Ihr Gesicht verdunkelte sich.

Er ging auf sie zu und hielt ihr sein Handy entgegen. »Arbeiten Sie nicht noch einmal gegen mich.«

Er sah, wie Dr. Behrens angesichts des Fotos erschauerte. Es zeigte das zertümmerte Gesicht ihres ehemaligen Patienten. Die Nase war zu einem dicken Klumpen aufgedunsen und saß schief unter einem der angeschwollenen Augen. Wo das rechte Jochbein eine Wange geformt hatte, fiel die Haut in einen Krater und legte ein Stück Knochen bloß. Der Kiefer hing krumm zur Seite.

Dann öffnete sich etwas in ihren Augen. Wärme und Mitgefühl glommen auf, und wider Willen war Sigi berührt davon.

Entsetzt blickte sie auf. Sie musste ihre Frage nicht aussprechen.

»Ja, er ist es«, sagte Sigi. Er hoffte, dass er nun ihre Unterstützung hatte. Während er der Therapeutin zu ihrem Büro folgte, skizzierte er ihr in knappen Worten, was vorgefallen war.

»Im Moment gehen wir von einer rassistisch motivierten Tat aus. Nur kurz nach Ihrem Telefonat«, sagte er, als sie eintraten. Das Büro war in das warme Licht dreier mit gelblichem Papier beschirmter Stehlämpchen gehüllt. Über die gesamte Breite der Wand spannte sich eine rot-weiße Kordel, an der Dutzende Postkarten mit Wäscheklammern aufgehängt waren. Auf dem Sofa lagen ein aufgeschlagenes Buch und eine Decke. In der Tasse, die auf dem Boden stand, dampfte Tee, und es roch nach Kräutern.

»Also«, sagte er und setzte sich unaufgefordert auf den Besucherstuhl. »Fangen wir unser Gespräch doch noch mal von vorne an: Worüber haben Sie gesprochen?«

6

Alicia setzte sich Hauptkommissar Kamm gegenüber auf das Sofa. Sie war wie im Schock und antwortete nicht gleich. Die Mordkommission hier? Ausgerechnet Hauptkommissar Kamm? Noyan in einer Notoperation? Eine rassistische Tat?

Sie versuchte, ihre Gedanken zu ordnen. Das Foto von Noyan, bis zur Unkenntlichkeit entstellt, hatte sich auf ihre Netzhaut gebrannt. Noyan. Der sie so gehasst hatte. Den sie so gemocht hatte. Der Inbegriff einer erfolgreichen Kliniklaufbahn. Völlig im Widerstand, als er kam. Wochenlang ratlos, worum es hier überhaupt ging. Und irgendwann hatte in seinen Augen dieses Leuchten begonnen. Als er nach drei Monaten ging und sie sich herzlich umarmten, war er voller Angst gewesen vor der Welt da draußen. »Schiss in der Hose, gute Prognose«, hatte sie ihm noch mit auf den Weg gegeben.

Sie spürte die Tränen in den Augenwinkeln. Schmerz in der Kehle. Vor so gut wie jedem in dieser Klinik hätte sie losgeheult. Aber vor Sigi Kamm? Das nun gerade nicht.

»Ich bin nur die absolute Notfallnummer«, erklärte sie. Und dass sie mit den Patienten während der Wochen des Aufenthalts erarbeitete, wie diese sich zu Hause ein Auffangnetz erschaffen konnten, damit sie nicht in alte Verhaltensmuster zurückrutschten. »Aber wenn alle Stricke reißen: Bevor sie rückfällig werden, dürfen sie mich anrufen.«

»Er hat also wieder Drogen genommen«, stellte Kamm fest.

»Er war clean.«

»Woher wollen Sie das wissen?«

Alicia zögerte. Noyan war einer ihrer Härtefälle gewesen, der es trotzdem geschafft hatte. Sie erinnerte sich an das breite Grinsen, mit dem Noyan zu allen Nachtreffen gekommen war. Auch wenn es harte Tage gegeben hatte, an denen andere gescheitert waren.

»Was ist?«, riss der Kommissar sie aus ihren Gedanken. »Geht es um die Schweigepflicht?«

Auch, dachte sie. Aber vor allem hatte Sigi Kamm in der Gerichtsverhandlung damals deutlich gezeigt, dass er mehr an die Wirkung von Knast glaubte als an die von therapeutischen Maßnahmen.

»Er hat nach seiner Zeit in der Klinik noch lange an den monatlichen Nachbereitungstreffen teilgenommen. Die sind offen für Ehemalige aus der Gegend. Ein Nachmittag im Monat. Heute brauchte er dringend jemanden zum Reden. Er hatte Suchtdruck. Plötzlich. Nach über einem Jahr. Es hat ihm Angst gemacht.«

»Was ist passiert? Was war da los?«

Alicia schüttelte den Kopf. Sie hatte andere Fragen gestellt. Zum Beispiel, wann er angefangen hatte, sich selber zu bescheißen. Ein Rückfall, das wusste jeder Ehemalige, vergaß es aber nur zu gerne, fing nicht erst damit an, wieder zu trinken, Drogen zu nehmen, im Burn-out aufzuwachen, Sex mit jemandem zu haben, den man gar nicht richtig kannte, oder etwas anderes zu tun, das einen von sich selbst wegbrachte.

»Er hat sich um keinen adäquaten Ersatz für die Nachsorgegrup-

pe gekümmert. Hatte Angst davor, was nach dem Abitur kommt, aber anstatt sich dem zu stellen, hat er rumgeeiert. Hat seine Freundschaften vernachlässigt. Das Verhältnis zu seinem Vater wurde schlechter. Und er hat sich damit rausgeredet, dass er ja in einer Sache sehr aktiv war: Er hat sich auf seine Initiative ›Schule gegen Rassismus‹ konzentriert und nur auf die.«

Kamm zog eine Augenbraue hoch. »Noyan Akay. Ein Idealist?«

»Ein Süchtiger. Auch wenn er clean war.«

»Warum hat er sich gerade jetzt so engagiert? Gab es Ärger mit Neonazis? Hatte er einen besonders im Auge?« Alicia konnte Kamms Fragen nicht beantworten.

Er sah auf sein Handy. »Auf die Idee, diese Initiative zu starten, kam er hier?«

Alicia nickte. Es war einer der Wendepunkte in Noyans Aufenthalt gewesen. »In der Perspektive-Gruppe. Er war hier, um den frühen Tod seiner Mutter endlich zu verarbeiten. Die Initiative hat ihm viel Selbstbewusstsein gegeben. Sinn. Erfolg. Aber die alten Muster werden wir eben nicht so schnell los.«

Der Kommissar lachte knapp auf. »Er war hier, weil er drogen-süchtig war, sich der Befragung in einem Mordfall widersetzt und drei Polizeibeamte verletzt hat. Das wissen Sie.« Beide bemühten sich, die Narbe zu ignorieren, die sich durch seine Daumenbeuge zog. In seinen Augen lag jetzt etwas Kampfeslustiges. »Er war nur nicht im Jugendarrest, weil Sie ihn rausgehauen haben.«

7

Alicia erinnerte sich nur zu gut an die Gerichtsverhandlung. Alle drei dafür angesetzten Tage hatten während Noyans Aufenthalt in der Klinik stattgefunden. Am Abend des zweiten Tages war Dr. Härzl in Alicias Büro gestürmt. »Sie sollten einfach nur eine Sachverständigenaussage machen! Mehr nicht! Erläutern, wie der psychische Zustand des Patienten ist. Punkt! Eine Sache von zwanzig Minuten. Und Sie kommen zurück mit einer eigenen Verurteilung?«

Noyan hatte sich nur kurze Zeit nach seinem Therapieanfang in der Klinik Wannsee bei einem Ausflug in die Stadt Drogen besorgt und einen Rückfall mit Kokain und Alkohol gebaut. Der Dealer, bei dem er sich eindeckte, wurde damals von der Mordkommission beschattet, die in einem Kapitalverbrechen im Milieu ermittelte. Hauptkommissar Sigi Kamm wollte Noyan befragen, der weigerte sich und wollte fliehen, damit sein Rückfall nicht in der Klinik publik würde. Sigi Kamm und seine Kollegen griffen hart durch.

Alicia musste Noyan persönlich in der Ausnüchterungszelle abholen. Und Noyan musste sich den Arsch aufreißen, um nicht aus der Klinik zu fliegen. Er kämpfte seinen Widerstand nieder und fing an, sich auf die Therapie einzulassen. Rückfälle gehörten zur Sucht, das wusste Alicia nur zu gut. Und Noyan schien nun endlich auf einem guten Weg zu sein.

Noyans Anwalt bat sie, vor Gericht eine Sachverständigenausage zu machen.

»Noyan Akay ist seit sechs Wochen frei von Drogen«, erklärte sie dem Richter, einem knorrigen Kerl mit buschigen, hochgezogenen Augenbrauen. »Er ist an einem kritischen Punkt seiner Therapie. Ich halte es weder für sinnvoll, ihn in den Jugendarrest zu stecken, noch seinen Klinikaufenthalt durch weitere Termine zu unterbrechen.«

Alicia zwang sich in die Gegenwart zurück. Sie blickte auf Kamms Narbe und sofort wieder weg. Worin war Noyan nur verwickelt gewesen? Hatte er ihr am Telefon etwas verschwiegen?

»Wie geht es seinem Vater?«, fragte sie.

»Sie kennen ihn?«

»Wir hatten zwei Treffen. Zusammen mit Noyan. Wie hat Herr Akay reagiert?«

Plötzlich verlor der Blick des Kommissars an Forscherheit. Er schien zu zögern, nach Worten zu suchen.

Sie begriff. »Er weiß es noch nicht?«

»Ich fahre jetzt zu ihm.«

Alicia erinnerte sich genau an die Familiengespräche mit Noyan und seinem Vater. Und wie schwer es Mutasim Akay gefallen war, zu akzeptieren, wie die nächsten Schritte für die kleine Familie

aussehen sollten. Er musste seinen Sohn ein eigenes Leben leben lassen und aufhören, ihn zu kontrollieren. Kontrolle ging letztlich immer schief. Dass er seinem Sohn doch nur helfen wolle, hatte der Vater ihr damals bebend geantwortet. Sie hatte ihm gesagt, er müsse lernen, loszulassen, sich auf sein eigenes Leben zu konzentrieren. Und dass er Noyan rauswerfen und jede Unterstützung versagen müsse, wenn er rückfällig würde.

Mutasim Akay hatte sich darauf eingelassen. Ängstlich. Unsicher. »Ich bete, dass Sie recht behalten«, hatte er gesagt. »Ich kann nicht auch noch meinen Sohn verlieren.«

Alicia hörte den Sekundenzeiger der Wanduhr ticken. Sie nahm die Visitenkarte kaum wahr, die der Hauptkommissar ihr hinhielt. Sie hatte nichts falsch gemacht bei Noyan, hatte nichts übersehen in den Nachsorgetreffen, nichts ausgelassen in dem Telefonat heute.

»Fahren Sie allein zu Herrn Akay?«

Kamm nickte. »Und ich muss los.«

Sie taxierte ihn. Die forsche Art dieses Sigi Kamm mochte sie überhaupt nicht. Aber noch weniger mochte sie die Vorstellung, dass er alleine zu Noyans Vater ging.

Und dann hörte sie sich schon sagen: »Ich lasse Sie doch nicht alleine auf den Vater los.«

Der Kommissar sah sie perplex an, und bevor er widersprechen konnte, zwang sie sich zu einem Lächeln. »Ich komme mit. Geben Sie mir fünf Minuten, dann habe ich einen Kollegen erreicht, der meine Bereitschaft übernehmen kann.«

8

Sigi Kamm lachte ungläubig auf. »Das werden Sie mit Sicherheit nicht. Ich leite eine polizeiliche Ermittlung. Sie sind Zeugin, mehr nicht. Das wollten Sie vor Gericht nicht wahrhaben, gut. Aber bei mir sind Sie da falsch.«

Sigi hatte die Gerichtsverhandlung in äußerst unangenehmer Erinnerung. Hauptsächlich aufgrund der Sachverständigenaus-

sage von Dr. Behrens. Es war schon vor der Verhandlung festgestellt worden, dass Noyan nichts mit dem Beschaffungsmord im Drogenmilieu zu tun gehabt hatte. Aber die Staatsanwaltschaft hatte dennoch wegen Widerstands gegen die Staatsgewalt und Körperverletzung und wegen Verstoßes gegen das Betäubungsmittelgesetz Klage eingereicht.

Sigi und die anderen involvierten Beamten versicherten vor Gericht, dass sie sich mehr als einmal deutlich als Polizisten zu erkennen gegeben hatten. Noyan Akay habe erkennbar unter Drogeneinfluss gestanden. Und als er anfang, sich zu wehren, griffen die Beamten hart durch. Ihnen war nur zu gut bekannt, wozu Menschen in der Lage waren, die zugedröhnt waren – insbesondere mit der Kombination Kokain und Alkohol: Sie waren unberechenbar. »Die gehen noch auf Sie los, wenn die schon eine Kugel im Bein haben«, betonte Sigi in seiner Zeugenaussage. »Wenn deeskalieren nicht hilft, muss man einen Punkt setzen, bevor es weiter eskaliert.«

Ihn nervte an jenem Tag besonders, dass Dr. Alicia Behrens Noyan Akays Verhalten nahezu völlig auf die Drogensucht schob. Sucht sei eine Krankheit, und die könne man nicht kontrollieren, sagte sie. Das sei das Wesen der Abhängigkeit.

Sie meinte, ihr Patient müsse erst lernen, dass seine bisherigen Verhaltensmuster ihm nicht geholfen hätten, sein Leben in den Griff zu bekommen. »Erst dann wird er in der Lage sein, wirklich Verantwortung für sich zu übernehmen und danach auch für das, was er getan hat. Wenn Sie ihm helfen wollen, unterstützen Sie das. Wenn Sie ihn lediglich bestrafen wollen, hat das alles hier keinen Sinn.«

Auf der Zuschauerbank lachte Sigi ungläubig auf und schüttelte den Kopf. »Idealismusscheiße.«

Dr. Behrens, noch am Zeugenpult, ließ das keine Sekunde stehen. Ihr Ziel sei es, solche Patienten in der Klinik darin zu unterstützen, sich an die Gesetze zu halten, weil sie gelernt hätten, wie sie ihre Bedürfnisse erfüllen könnten, ohne anderen Menschen zu schaden. Und nicht bloß aus Angst vor Strafe. Diese Aussage hatte der Klinik später in der Presse den verächtlichen – und, wie Sigi fand, passenden – Spitznamen »Kuschelklapse« eingebracht.

Dr. Behrens hatte sich sogar erdreistet zu sagen: »Strafe nützt wenig, wie die Rückfallquoten ehemaliger Gefängnisinsassen zeigen.«

Der ganze Tag war eine Farce gewesen. Sigi sah auf die vielen Weihnachtskarten an Dr. Behrens' Bürowand. Wahrscheinlich Karten ehemaliger Patienten, und vermutlich war auch eine von Noyan Akay dabei. Kein Wunder, die Therapeutin hatte ihm viel Strafe erspart.

Erstaunlicherweise griff Dr. Behrens trotz seines Neins zu Handtasche und Mantel. »Herr Kamm, Sie haben nicht mal einen Kriseninterventionsspezialisten dabei. Sie stehen unter Druck. Um das zu merken, muss man kein Therapeut sein. Ich kenne den Vater, und ich kann mit den Gefühlen umgehen, die die Nachricht auslösen wird. Ich kann ihn ins Krankenhaus begleiten, oder wollen Sie das etwa tun?«

Sigi schüttelte den Kopf. Undenkbar, eine Zeugin zu involvieren. Undenkbar, ausgerechnet diese Frau länger um sich zu haben als nötig. Allerdings könnte die Tatsache, dass sie Herrn Akay kannte und wusste, was in dieser Familie gelaufen war, von großer Bedeutung für den Fall sein. Ihm außerdem bei dem Angehörigen viel Zeit sparen.

»Dr. Behrens. Sie werden mir hinterher alles erzählen, was der Vater Ihnen anvertraut, wenn ich nicht dabei bin. Alles, was das Opfer betrifft.«

Ihre Augen verdunkelten sich. Doch sie widersprach nicht.

9

Das Glasamulett aus weißen und blauen Steinen baumelte unter der Deckenlampe. Die Hand der Fatima mit dem blauen Auge in der Mitte. Es beschützte das Haus gegen Unheil und den bösen Blick. Die Steinchen klirrten eine leise, unheimliche Melodie, als Hauptkommissar Sigi Kamm und Dr. Behrens kalte Luft von draußen mit hereinbrachten und Mutasim Akay ins Warme folgten.

Sigi fielen die Schuhe auf, die sich in einem Rattanregal stapelten. Ein Haufen Schuhe eines Neunzehnjährigen. Turnschuhe, Segelschuhe, feine Ausgeschuhe, Sandalen, Flipflops, Hausschuhe. Er konzentrierte sich rasch wieder auf den Vater.

Noyans Vater, kurze schwarze Haare, ein abgetragener Bademantel über gestreiften Pyjamahosen, blieb vor einem altersbleichen Gebetsteppich stehen, der als Wandschmuck diente und neben dem an einem Tannenzweig goldene Kugeln das Flurlicht reflektierten.

»Was ist mit Noyan? Wurde er wieder festgenommen? Dr. Behrens, hat er wieder Drogen genommen?«

Alicia Behrens antwortete ohne Umschweife, und Sigi musste ihr dafür Respekt zollen. Sie verzichtete auf schale Beruhigungsfloskeln und kam direkt zum Punkt.

»Ihr Sohn ist im Krankenhaus. Er hat einen Schädelbruch und wird operiert. Seine Verletzungen sind lebensgefährlich.«

Es dauerte mehrere Sekunden, bis die Worte zu Mutasim Akay durchgedrungen waren. Er wandte sich an Sigi, ungläubig. »Nein. Noyan ist bei Freunden. Die Initiative. Sie haben eine Weihnachtsfeier. Wollen besprechen, wie es nächstes Jahr weitergeht mit der Internetzeitung.« Nur das leichte Zittern seiner Unterlippe verriet innere Aufruhr.

Sigi sah die Hoffnung in den Augen des Vaters, die er wohl bitter würde enttäuschen müssen. »Wo ist die Feier?«

»Ich weiß es nicht. Ich rufe Noyan sofort auf dem Handy an.«

Alicia Behrens hielt ihn zurück. »Die Polizei hat sein Handy gefunden. Und seinen Ausweis.«

Sigi sah das Flackern in den Augen, den steten Wechsel aus Panik, Verzweiflung und Rückzug.

Dr. Behrens sprach eindringlich. »Kann ich jemanden für Sie anrufen?«

Zuerst verstummte Mutasim Akay, sank auf eine Truhe im Flur, sodass die goldenen Kugeln über ihm in Bewegung gerieten. Dann kam ein leises Nein. Immer wieder. »Nein, nein, nein.« Auch, als Sigi sich erkundigte, ob Noyan Ärger mit jemandem gehabt hatte.

»Vielleicht mit Neonazis?«

Da erst sah der Vater zu ihm auf. »Das war doch nur eine Frage

der Zeit. Ich habe gesagt, er soll vorsichtig sein. Wie kann man sein Gesicht in die Kamera halten und sich zur Zielscheibe machen!« Mit einem Mal sprang er auf. Spucke flog Sigi entgegen: »Als ob man solche Menschen ändern kann! Warum musste er sich auch noch für die Zeitung fotografieren lassen?«

Sigi trat einen Schritt zurück. Plötzlich wandte sich Herr Akay Dr. Behrens zu und schrie sie an. »Es ist Ihre Schuld!«

Die Stille, die sich im Raum ausbreitete, schien ewig zu dauern. Und über ihnen begann das Auge der Fatima wieder mit seiner leisen, unheimlichen Melodie.

10

Verena schreckte aus dem Schlaf hoch, spürte ihr Herz hämmern, diesen Druck auf der Brust.

Susanne!

Da war plötzlich dieses unbestimmte Gefühl gewesen, dass mit ihrer Tochter etwas nicht stimmte. Verena schlüpfte in die Filzhausschuhe, die Rüdiger ihr vor zwei Jahren geschenkt hatte, als sie so krank gewesen war, und trat in den Flur. Die Dielen knarzten auf dem Weg zu Susannes Zimmer. Das »Draußenbleiben!«-Schild an der Tür hing still. Verena legte die Hand auf die Klinke. Zögerte. Warum war sie aufgewacht? War ihre Tochter nur auf der Toilette gewesen, hatte sie ein Geräusch geweckt? Fröstelnd sah sie zur Standuhr hinüber, die ihr Vater Susa vererbt hatte, als er vor zwei Jahren gestorben war. Die Zeiger lagen dunkel auf dem bleichen Ziffernblatt. 1 Uhr 05.

Langsam drückte sie die Klinke herunter und öffnete die Tür. Durch das Fenster drang genug Licht, um klar erkennen zu können, dass das Bett leer war.

Und für einen Moment setzte der Herzschlag der Welt aus.

Dann leises Atmen. Da lag sie, Susanne, auf dem Lesesofa zusammengerollt, noch angezogen, ihre Winterjacke über sich ausgebreitet, ein Buch in der Hand.

Verena atmete tief durch und schüttelte den Kopf über sich sel-

ber, über ihre Angst. Sie nahm die Jacke weg und breitete die Bettdecke über ihre Tochter. Ihr Blick hing noch ein paar Sekunden am Gesicht dieses Mädchens, das ihr langsam zu entwachsen schien. Nicht nur Rüdiger hatte sie verloren, über kurz oder lang würde auch Susanne gehen.

Mit der Jacke in der Hand verließ sie das Zimmer und schloss leise die Tür. Als Verena ihr Schlafzimmer betreten wollte, bemerkte sie ihr Handy, das auf der Kommode im Flur lag. Über das schwarze Display zog sich ein heller Streifen mit einem Briefsymbol.

»Verena. Brauche m. Krankenkassendaten a. d. Familienordner. Beim Sport verletzt, im Kr.haus, nichts dabei. Smst du es mir? Danke. R.«

Sie wurde wütend. Wie konnte er sie nach wie vor als Sekretärin benutzen?

Sie dachte an Susanne, dass sie ihre Tochter abends in ihrem Zimmer hatte weinen hören, dass Susa nicht hatte antworten wollen, als Verena an die Tür geklopft und gefragt hatte, ob es wegen der Trennung sei.

Sie las erneut die SMS, dann gab sie sich einen Ruck. Sie hatte beschlossen, ein neues Leben zu führen. Einen langweiligen, aber sicheren Job anzunehmen und diesen nicht langweiligen, aber unsteten Mann aufzugeben. Und Susanne endlich ein Leben ohne Streit zu bieten. Sie löschte die Nachricht.

Verena hängte die Jacke ihrer Tochter an die Garderobe. Im Dämmerlicht schimmerte matt der bunte »Schule gegen Rassismus«-Anstecker.

11

Sigi Kamm parkte um halb zwei nachts vor dem Krankenhaus. Mutasim Akay hatte Dr. Behrens weiter angeschrien, und Sigi hatte sich gewundert, wie sie so lange ruhig bleiben konnte. Erst als Akay ihr wieder und wieder die Schuld gegeben hatte, hatte sie ihm energisch klargemacht, dass sie da war, um ihm zu hel-

fen, und dass sein Verhalten weder ihm noch seinem Sohn half. Seine Wut war in leise Verzweiflung umgeschlagen. »Ich habe schon meine Frau verloren ... Ich kann nicht auch noch meinen Jungen verlieren ...«, hatte er zuletzt mit tonloser Stimme gesagt.

Sigi kritzelte im Gehen seine Handynummer auf eine Visitenkarte und reichte sie der Therapeutin, während sie sich gegen den schärfer werdenden Wind beugten und Herrn Akay zur Notaufnahme folgten.

An den automatischen Türen hielt er sie zurück. »Fragen Sie ihn noch mal, ob ihm was einfällt. Wo diese Party stattfindet, ob es schon mal Ärger mit Glatzen gab. So was.«

Über ihrer Nasenwurzel bildete sich eine kleine Furche. »Das sind sicher die richtigen Fragen, aber ich bin dafür die falsche Frau. Dieser Mann muss sich gerade auf einen neuen Lebensabschnitt einstellen. Ich bin hier, um ihm zu helfen, diesen Schmerz anzunehmen.«

Sie marschierte über das von Winterstiefeln verdreckte blaue Linoleum davon, hinüber zu dem breiten Glaskasten des Empfangs, wo Mutasim Akay laut mit einem Pfleger diskutierte und verlangte, sofort zu seinem Sohn gebracht zu werden.

Sigi hatte im Grunde keine andere Antwort von Dr. Behrens erwartet. Er wandte sich direkt nach links, den großen, elektrischen Schwingtüren zu, die vom Wartebereich der Notaufnahme zum Trauma-Zentrum des Krankenhauses führten. Wo sonst sollte Noyan auf dem OP-Tisch liegen? Schnee rieselte von Sigis Daunenjacke, als er an den gepolsterten blauen Wartebänken vorbeiging, auf denen gut zwei Dutzend Menschen dösten oder dumpf auf den Fernseher stierten, der an der Wand hing. Er dachte, dass in diesem Licht einfach jeder todkrank aussah, als er aus dem Augenwinkel ein polizeigrünes Wesen wahrnahm. Was hatte sein wichtigster Zeuge noch hier zu suchen? Rüdiger Brandt wirkte dort in der Ecke unter dem Gummibaum in seinem viel zu großen Polizeitrainingsanzug ganz verloren. Er sah müde auf sein Handy, dunkle Halbmonde hingen unter seinen Augen.

Sigi trat zu ihm. »Warten Sie, bis die Busse wieder fahren oder bis die hübsche Schwester Dienstschluss hat?«

Brandt schreckte hoch. Sein Lächeln wirkte angestrengt. »Ach, Sie sind es. Weder das eine – und leider auch nicht das andere. Wenn es in der Hand nicht so pochen würde, wäre ich längst nach Hause gegangen. Hier geht gar nichts vorwärts.«

Sigi las im Gesicht seines Zeugen, dass die notdürftig bandagierte Hand ziemlich schmerzen musste, und fasste den Pfleger ins Auge, der mit Mutasim Akay diskutiert hatte und nun mit eiligen Schritten durch den Wartebereich gelaufen kam. »Ist es möglich, dass dieser Mann mal verarztet wird?«

Mit einem unwirschen »Alle müssen heute warten« wollte sich der Pfleger an ihm vorbeidrängen, blieb jedoch stehen, als er den Polizeiausweis sah. Der gestresste Kerl war jung, keine dreißig, und schon lichtete sich sein rötliches Haar. Er roch nach kaltem Zigarettenrauch.

Sigi lächelte freundlich auf ihn hinunter und las das Namensschild am Kittel. »Das wäre aber eilig, Herr Polens. Ich brauche den Mann morgen früh erholt und fit für eine wichtige Aussage.«

Polens ließ sich nicht einschüchtern. »Und ich brauche meine vier Kollegen, die krankgemeldet sind. Jede Abteilung ist unterbesetzt. Wir haben eine Riesennotoperation, drei Autounfälle ... Hier sitzen zig Leute, die seit Stunden warten. Ich muss weiter!«

Sigi machte eine Kopfbewegung in Richtung des Empfangs, wo Mutasim Akay auf und ab lief und Dr. Behrens ganz offensichtlich versuchte, ihn zu beruhigen. »Die beiden gehören zu mir. Wie geht es Noyan Akay?«

»Das versuche ich ja gerade herauszubekommen! Vielleicht sind sie mit der ersten OP durch.«

»Ich brauche die Kleidung des Jungen, die haben die Ärzte ihm ja sicher vor der Operation vom Leib geschnitten.«

Polens stöhnte. »Ich frage nach, wo die Klamotten hin sind.« Dann schlich sich ein winziges Grinsen in seine Mundwinkel. »Stimmt das wirklich? Ist das so wie in den Fernsehserien, dass Sie die Täter anhand solcher Untersuchungen überführen können? Wie das Blut gespritzt ist, Fußabdrücke auf der Jacke?«

»Unsere KTUler sind wahre Künstler. Und jetzt sorgen Sie dafür, dass mein Zeuge vorgezogen wird.«

Sigis Tonfall ließ keine weiteren Diskussionen zu, hoffte er zu-

mindest, und sah erleichtert, wie der Pfleger sich zügigen Schrittes entfernte. Wenn Brandt pünktlich zur Objektivzeichnung im LKA sein wollte, waren für ihn nicht mehr als vier, fünf Stunden Schlaf drin. Dem Erinnerungsvermögen tat Schlafmangel nicht gut. Und ungenaue Phantombilder brachten Sigi nicht weiter.

Mehrere Wartende hatten ihnen neugierig die Köpfe zugewendet. Sigi dämpfte seine Stimme. »Ist Ihnen in der Zwischenzeit noch etwas eingefallen? Ein Detail, das uns helfen könnte?«

Brandt sah zu ihm auf, schüttelte den Kopf. Er wirkte wie ein kleiner Junge, der einen Autounfall überstanden hatte. Seine Stimme klang, als würde er jeden Moment anfangen zu weinen. »Ich kriege dieses Bild nicht aus dem Kopf. Das war das Schlimmste. Kurz bevor ich den Typen angeschrien habe, stand er so komisch da, wie ein Cowboy. Über dem Jungen. Die Hände an den Hüften, so leicht in den Knien ... Als wollte er ihm gleich mit beiden Füßen aufs Gesicht springen. Wer macht so was?«

Sigi setzte sich neben seinen Zeugen auf Augenhöhe, sodass die Bank in ihren Halterungen knarzte. Hatte er das richtig verstanden? »Sind Sie sicher? Der Täter wollte dem Opfer ins Gesicht springen?«

12

Überall Schläuche, Kabel, Elektroden, Bildschirme. Der Kopf seines Sohnes war geschient und einbandagiert, der Kiefer verdrahtet, und durch das angeschwollene Loch, das mal ein Mund gewesen war, zwängte sich der Beatmungsschlauch. Brust und Bauch senkten sich leicht im Rhythmus des Blasebals, der in dem Glaszylinder neben dem Bett arbeitete.

Mutasim Akay stand vor der Scheibe, die ihn von seinem Sohn in dem keimfreien Zimmer trennte, und es war, als blickte er auf sein gesamtes Leben zurück. Auf alles, was davon übrig geblieben war. Er legte die rechte Hand auf die Scheibe und zuckte zurück. »So kalt ...«

Alicia Behrens stand dicht neben ihm. »Das wird oft so gemacht bei Komapatienten. Noyan wird heruntergekühlt. Das verlang-

samt den Stoffwechsel. Dadurch benötigt sein Gehirn weniger Sauerstoff und die Schwellungen gehen eher zurück.«

»Friert er?«

»Nein. Das künstliche Koma ist wie eine Langzeitnarkose, nur nicht so stark. Es hilft, die unbewussten Panikreaktionen im Körper auszuschalten, die nach solchen Verletzungen normal sind. Je weniger Stress im Körper, desto besser.«

Allah würde ihm beistehen. Der Gedanke hatte Mutasim in seinem Leben oft Zuversicht gegeben. Allah würde ihm beistehen. Als er nach Deutschland gegangen war. Als Adiba den langsamen, qualvollen Tod hatte erleiden müssen. Als er hatte lernen müssen, dass er seinen Sohn, der auf die schiefe Bahn geraten war, nicht ändern konnte. Und als die Therapeutin ihm gesagt hatte, er müsse lernen, Noyan sein eigenes Leben leben zu lassen, nachdem er aus der Klinik zurückgekehrt und so verwandelt gewesen war. Mutasim hatte immer auf Allah vertraut; und es war immer weitergegangen. Doch nun spürte er den Zweifel wie Treibsand unter seinen Füßen.

Er sah die Therapeutin nicht an. Was wusste sie von Noyan, was er nicht wusste? Ihn überkam eine absurde Eifersucht. Er wollte, dass sie ging. Und zugleich sollte sie bleiben. Sie war seine Verbindung zu Noyan. »Hat er mich sehr gehasst?«

Er spürte, dass sie ihn betrachtete. Sie antwortete sofort. Ruhig. »Nein. Noyan hat nur nicht gewusst, wie er mit Ihnen reden soll. Er musste erst lernen, sich frei zu machen von der Angst, von der Familie dafür verurteilt zu werden, wie er sein Leben angegangen ist.«

Mutasim verstand das alles nicht wirklich. Aber er kam sich schäbig vor. Denn auch, wenn er es nicht ausgesprochen hatte, er hatte seinen Sohn verurteilt. Sosehr er sich bemüht hatte, der dumpfe Groll in seinem Inneren war nicht weggegangen.

»Hat er Schmerzen?«

»Nein. Dagegen bekommt er Medikamente.«

»Bekommt er mit, dass er hier liegt?«

»Genau kann das niemand sagen. Am besten, Sie behandeln ihn, als wäre er wach. Nehmen Sie sich Zeit. Sprechen Sie mit ihm.«

»Woher wissen Sie das alles?«

»Ich habe mich eine Zeit lang intensiv damit befasst.«

Sie wollte offenbar nicht mehr dazu sagen, und er wollte auch nicht mehr hören.

Sein Blick war wie festgefroren an dem Körper, der nur noch Fleisch zu sein schien, machtlos, ohne eigene Kontrolle, nur noch am Leben gehalten durch Apparaturen. Die Trauma-Chirurgin hatte ihm vorhin mit sachlicher Stimme all die komplizierten Verletzungen erklärt. Rhinobasale Schädelfraktur ... offenes Schädel-Hirn-Trauma ... ausgetretene Gehirnflüssigkeit und all diese Brüche. Keilbeinhöhle, Stirnhöhlen, Dach der Augenhöhle ... Künstliches Koma hatte er noch verstanden, mindestens drei Tage, mögliche Folgeschäden, Gesichtslähmung ...

Mutasim spürte überall auf seinem tauben Körper kalten Schweiß.

Warum Noyan?

Warum er?

Warum, Allah, um alles in der Welt?

Doch sein Gott schwieg. Und er sollte auch den Rest der Nacht nicht mehr antworten.

13

Alicia trat hinaus in die Kälte, zog sich die Mütze tief ins Gesicht und schritt durch den Neuschnee in Richtung der dunklen Innenstadt.

Sie war erleichtert. Es war die richtige Entscheidung gewesen, darauf zu bestehen, den Hauptkommissar zu begleiten. Mutasim Akay würde eine schwere Zeit haben, aber er war die ersten Stunden nicht allein gewesen. Und Sigi Kamm hatte ihnen den toxikologischen Befund gezeigt. Noyan war absolut clean, keine Drogen, kein Alkohol, keine Betäubungsmittel.

Sie hatte sich tatsächlich Sorgen gemacht, Noyan zu hart angefasst zu haben. Als er vor ihr gestanden hatte, vor wenigen Wochen. Vor ihrer Haustür.

In ihrem Leben.